

## Erdoğan's Geiseln

**Oktober** Der türkische Präsident missbraucht die Justiz, um Kritiker ruhigzustellen. Von Maximilian Popp

Es war kurz nach Mitternacht, als die Anwälte des Berliner Menschenrechtlers Peter Steudtner vor uns Journalisten traten, die wir im Flur vor dem Gerichtssaal in Istanbul ausharrten. Der Prozess gegen Steudtner und seine neun Kollegen lief zu diesem Zeitpunkt seit mehr als elf Stunden. Die Richter hatten für die Bekanntgabe ihrer Entscheidung sämtliche Prozessbeobachter vor die Tür geschickt. Nur die Angeklagten und ihre Verteidiger blieben zurück im Saal.

Jetzt wandten sich die Anwälte an uns: „Unsere Freunde kommen frei!“, sagten sie. Im Flur herrschte für einen Moment Stille. Die Menschen in der Türkei haben sich so sehr an Rückschläge gewöhnt, dass gute Nachrichten Sprachlosigkeit auslösen. Dann brach Jubel aus.

Steutner saß wegen Verdacht auf Terrorunterstützung dreieinhalb Monate in einem Gefängnis bei Istanbul. Seine Verhaftung sorgte für die schwerste Krise zwischen Deutschland und der Türkei seit Jahren. Als ich ihn eine Woche nach seiner Freilassung in seiner Wohnung in Berlin zum Interview traf, sah er noch immer erschöpft, aber auch erleichtert aus: „Es wird lange dauern, bis ich in mein altes Leben zurückfinde“, sagte er.

Korrespondenten in der Türkei sind in diesem Jahr zu Gerichtsreportern geworden: Ich habe 2017 über mehr als ein halbes Dutzend Prozesse gegen Kollegen, Menschenrechtler, Oppositionspolitiker berichtet. Fast immer ziehen sich die Verfahren bis tief in die Nacht, nur selten nehmen sie, wie im Fall Steudtner, ein gutes Ende. Präsident Recep Tayyip Erdoğan missbraucht die Justiz, um Kritiker mundtot zu machen. Mein Kollege Deniz Yücel, Türkei-korrespondent der „Welt“, sitzt seit bald einem Jahr als Erdoğan's Geisel in Untersuchungshaft.

Steutner ist Yücel im Gefängnis mehrmals kurz begegnet. Einmal rief Yücel ihm zu: „Du kommst bald frei, Peter!“ Steudtner hat Yücel inzwischen einen Brief geschrieben: „Lieber Deniz, wir sehen uns am Lagerfeuer.“



CHARLOTTE SCHMITZ

Popp

## Mugabes Ende

**November** Ein Despot tritt ab. Und plötzlich weicht die Angst vor dem verhassten Präsidenten. Von Bartholomäus Grill

Am Abend des 21. November, kurz nach halb sechs, fegt ein Freudensturm durch Harare. Wildfremde Menschen liegen sich in den Armen, tanzen und jubeln, als sich in der Hauptstadt Simbabwe die Nachricht vom Rücktritt des verhassten Präsidenten Mugabe verbreitet. „So ungefähr muss die Stimmung in Berlin nach dem Fall der Mauer gewesen sein“, sagt ein junger Mann. Doch das Machtgebäude des afrikanischen Diktators stand länger als die Mauer. Robert Mugabe, 93, herrschte 37 Jahre, am Ende hatte er das einst blühende Land vollkommen ruiniert.

Am Tag eins nach der Abdankung des alten Mannes fahre ich zu seiner Residenz im Reichenvorort Borrowdale Brook. Schaulustige sind gekommen, um sich Mugabes Villenkomplex mit den 24 Schlafzimmern anzusehen. Sie schlendern an der von Soldaten bewachten Außenmauer entlang, bleiben vor dem Portal im Pagodenstil stehen. Über Nacht ist die Angst vor dem Despoten der Neugier gewichen. Eine Händlerin, der ich eine Schachtel Zigaretten abkaufe, sagt, es sei unvorstellbar gewesen, dass Mugabe einmal nicht mehr herrschen würde.

„Ich glaube, der hat jetzt selbst Angst.“ Angst vor der Rache seiner Landsleute. Man tut sich schwer in diesen Tagen, Anhänger des gestürzten Staatschefs zu finden, denn eigentlich waren alle schon immer gegen ihn gewesen. Auch in Simbabwe tritt jetzt vermehrt eine Spezies auf, die man aus der jüngeren deutschen Geschichte kennt: der Wendehals. Beim Lesen der Tageszeitung „The Herald“, Propagandainstrument des Regimes, fällt eine weitere Parallele auf. Die Kommentatoren begrüßen zwar Mugabes Abgang, weisen aber auf seine positiven Hinterlassenschaften hin, etwa auf das einst gute Bildungswesen. Es klingt ein wenig wie das trotzige Lob für die Autobahnen des „Führers“, nur ein wenig.



CYNTHIA R. MATONHOZE / DER SPIEGEL

Grill

## Eisiges Klima

**Dezember** Die Unabhängigkeitsbewegung der Katalanen spaltet Familien und entzweit Freunde. Von Helene Zuber

In den ersten Dezembertagen bin ich in Barcelona – zum wiederholten Mal in diesem Herbst. Seit die katalanische Regierungsmehrheit acht Wochen zuvor ein illegales Referendum über die Lösung von Spanien organisiert hat, ist das Klima hier eisig geworden. Ein erbitterter Wahlkampf hat begonnen, denn drei Tage vor Weihnachten wählen die Katalanen ein neues Parlament. Die Un-



TINKA DIETZ / DER SPIEGEL

Zuber

abhängigkeitsdebatte hat Familien und Freundeskreise gespalten, Zwist unter Kollegen gesät. Auch ich als Ausländerin bleibe da nicht verschont, auch von mir wird Parteinarbeit erwartet.

„Man muss sich entscheiden zwischen Demokratie und Recht“, sagt mir ein langjähriger Bekannter, der zum glühenden Sezessionisten geworden ist. Die Verfassung gelte nicht länger. Ich wende ein, dass eine demokratische Gesellschaft ohne verbindliche Regeln nicht funktioniert. Leute wie mich müsste man eigentlich als „Faschisten“ bezeichnen, antwortet er mir.

Andere Freunde arbeiten in Barcelona, dieser bisherigen Hauptstadt des spanischen Literaturbetriebs, in Verlagen oder Autorenagenturen. Mit wachsender Besorgnis haben sie mir in den vergangenen Jahren immer wieder berichtet, wie die Abneigung gegen alles Spanische angewachsen ist. Sie halten das für eine gefährliche Entwicklung, aber sie haben geschwiegen, um sich, ihre Partner und Kinder nicht den Anfeindungen der Nationalisten auszusetzen. Meine Freunde bereiten sich nun darauf vor, Barcelona zu verlassen. Der Wahlsieg der Separatisten kurz vor Weihnachten hat sie in diesem Vorhaben nur bestärkt. Sie glauben, dass der Riss in der katalanischen Gesellschaft nicht mehr zu kitten ist.